

ich feige. Darum Buße! Bekennen wir die Schuld vor Gott und vor den Menschen!
Die Wirkung dieser Worte war ganz besonders stark, und sie bewegte wohl auch die Zögernden, der Erklärung zuzustimmen.

(Aus: Christlicher Friedensdienst [Bern, Juni 1950], Nr. 232)

Es ist eine Tat des Friedens, wenn die Kirche heute gegen den Antisemitismus Stellung nimmt. 1945 war das vielleicht noch einfach. Aber im Jahre 1950 macht man sich mit solch einem Wort unbeliebt. Denn die Tatsachen im Westen zeigen deutlich, daß der Antisemitismus wächst. Damit sind nicht so sehr die einzelnen Übergriffe gemeint, die hier und da geschehen. Damit soll auf die innere Einstellung hingewiesen werden, die sich weithin bemerkbar macht. Daß der Osten dieses Problem nicht hat, liegt weniger an der anderen Haltung gegenüber dieser Frage, als an dem Mangel an Möglichkeiten. Doch auch hier kann es bald akut werden, wenn man bedenkt, wie die östlichen Regierungen weithin einen stärkeren antisemitischen Kurs steuern.

Wie kam es, daß gerade dieses Problem zur Diskussion gestellt wurde, obwohl es gar nicht auf dem Programm stand? Das Stuttgarter Schuldbekenntnis von 1945 hat sich als nicht ausreichend erwiesen, weder gegenüber denen, die wir alle vor 1945 im Stich gelassen haben (auf der Synode wurde gesagt: eigentlich hätte in jedem Zug, der zur Vergasung fuhr, ein nichtjüdischer Christ mitfahren müssen), noch gegenüber unserem Volk, das innerhalb von fünf Jahren schon wieder in

einem wachsenden Haß gefangen ist. Wir sind an Israels Schicksal schuld; nicht erst seit 1933; auch nicht wir allein. Aber wenn es keiner in dieser Welt ausspricht, so soll es wenigstens von den Christen gesagt werden, die es erkannt haben. Die uneingestandene Schuld an Israel liegt schwer auf unserem Weg. Dahinter verbirgt sich alle nationalistische Selbstgerechtigkeit. Seit der Dahlemer Bekenntnissynode von 1943 wurde kein Wort zur Judenfrage vorbereitet. Oft danach stand es auf dem Programm. Doch niemals kam es zu einer klaren Stellungnahme. Jetzt war vielleicht die letzte Möglichkeit dazu. Solange nicht Frieden zwischen Christen und dem Volk Israel wächst, ist dieser Friede in der Welt gefährdet.

(Zuvor waren im Ausschuß Bedenken geltend gemacht worden: dieses Wort käme zu spät, es könne unvorhergesehene politische Konsequenzen haben, auch wurde gefragt, ob es nur vor Gott, aber nicht vor Menschen gesprochen werden könne.) Aber vor dem Plenum zeigte es sich viel stärker als bei dem Friedenswort, daß grundsätzlich die Einheit für diese Erklärung da war. Die Differenzen erwiesen sich als minimal. Man war sich einig darin: Wer sich an Israel vergreift, der vergreift sich an der Barmherzigkeit Gottes. So aber dein Bruder etwas gegen dich hat, so gehe hin und versöhne dich mit ihm. Das hat die Synode getan. Das ist eine Tat des Friedens. Es war der Höhepunkt der ganzen Tagung, als alle einmütig diesem Wort zustimmten und danach gemeinsam sangen: Ob bei uns ist der Sünden viel, bei Gott ist viel mehr Gnade...

(Aus: „Unterwegs“, IV [Berlin, 1950] 3, S. 160 ff.)

7. Echo und Aussprache

7a) Ein Akt der Wiedergutmachung.

Evangelische Kirche Rheinlands will jüdische Friedhöfe pflegen

Die Erklärung der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland gegen den Antisemitismus wird von der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche selbst als ein „Prüfstein für die Glaubwürdigkeit kirchlicher Worte“ bezeichnet.

Das ist ein mutiges und der Verantwortung bewußtes Wort, das nun auch seine erste praktische Auslegung gefunden hat.

Die Leitung der Evangelischen Kirche im Rheinland läßt gegenwärtig feststellen, in welchen Orten ihres Zuständigkeitsbereiches sich jüdische Friedhöfe befinden, um diese (sofern nicht bereits von staatlicher oder kommunaler Seite Vorsorge für ihre Erhaltung und ihren Schutz vor Profanierung oder bewußter Schändung getroffen worden ist) unter die Obhut der örtlichen Kirchengemeinden zu stellen.

Mit dieser Maßnahme zeigt die evangelische Kirche, daß sie sich darüber klar geworden ist, worum es letztlich bei den Schändungen jüdischer Friedhöfe geht: weniger um eine Schändung dieser als mehr noch um eine Schändung des Ansehens des neuen deutschen Staatswesens. Und um dieses: um das Beispiel, um die Lehre, und damit letztlich um jene Glaubwürdigkeit kirchlicher Worte.

Denn es geht ja um zweierlei; um ein Gegenwärtiges und um ein Zukünftiges. Um den Schutz der Gottesäcker jetzt und um die Verhütung weiteren Schadens. Richtig, Prophylaxe ist die beste Therapie. Denn jede Friedhofschändung wird von der Welt, die seit 1945 vergeblich immer wieder auf eine Revision der durch den Nationalsozialismus inaugurierten Begriffe von „Menschenwürde und Menschenpflicht“ gewartet hat, notiert, in einem Deutschland nicht gerade zuträglichen Sinne. Nicht so

sehr meine ich dabei die ausländische Presse oder die Besatzungsmächte, sondern einfach die öffentliche Meinung der Länder, welche keine NS-Infektion durchgemacht haben und darüber hinaus sich sogar — die Resistance während der deutschen Besatzung hat es bewiesen — fast ausnahmslos als immun erwiesen hat.

Die öffentliche Meinung der Welt wird mit Befriedigung, mit einem leisen Aufatmen vielleicht sogar, die Stimme der Evangelischen Kirche Deutschlands gehört haben.

Aber es sollte nicht allein dabei bleiben, die gegenwärtige Aufgabe des bloßen Schutzes jüdischer Friedhöfe zu gewährleisten. Dringender noch ist die zweite Aufgabe, und sie ist eine solche der Erziehung. Einer Erziehung nämlich zu menschlich anständiger Haltung, zur Sauberkeit des privaten und öffentlichen Lebens, zur Toleranz, zur Menschlichkeit schlechthin. Sie wird der „Prüfstein der Glaubwürdigkeit des kirchlichen Wortes“ sein, und das um so mehr, als ja die Volksabstimmung in Nordrhein-Westfalen gezeigt hat, daß die öffentliche Meinung anscheinend sehr großes Gewicht auf das kirchliche Wort legt.

(In: „Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland“ V [Düsseldorf, 30. 6. 50] 12, S. 1)

7b) Hat Gott das deutsche Volk verstoßen?

Ich kannte einen edlen jüdischen Herrn, der vor der Nazizeit Redakteur an einer sozialdemokratischen Zeitung war. Als im Jahre 1933 die Niederträchtigkeiten gegen die Juden begannen, sagte seine nichtjüdische Frau einmal zu mir: „Gott wird einmal sagen: ‚Deutsches Volk, ich habe dich verstoßen.‘“ Diese Worte sollten wir recht ernst nehmen und nicht etwa nur sagen: „Gott ist ja die Liebe“. Ja Gott ist die Liebe; aber das ist keine weiche Liebe, wie sie manche Mütter zu ihren Kindern haben. Nein, Gott ist auch gerecht und heilig. „Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr“ singen die Engel nach dem Gesicht des

Isaias an seinem Throne. Dieses Gesicht erschüttert den Propheten so sehr, daß er sagt: „Wehe mir, ich bin unreiner Lippen!“ Gott ist heilig und will, daß wir auch heilig sind. Als Kain seinen Bruder erschlagen hatte, sagte er: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge“. Könnte man das nicht auch vom deutschen Volke sagen, das Millionen erschlagen hat? Ich denke dabei nicht nur an die Nazis, welche die teuflischen Verbrechen begangen haben: ich denke auch an uns, die wir vielfach unterlassen haben, was Menschenpflicht gewesen wäre. Die Synode der Evangelischen Kirche und der Hirtenbrief des katholischen Kardinal Preysing sprechen sich in dem Geiste aus. Wir müssen aber leider zugeben, daß diese Auffassung durchaus nicht vom ganzen deutschen Volke geteilt wird. Da hört man immer wieder solche Äußerungen: „Ja, die Oberen im deutschen Volke haben ja schwer gesündigt. Aber das deutsche Volk kann doch nichts dafür“. Jawohl, es kann dafür. Es hat bei dem freiesten Wahlrecht einen Diktator gewählt, der von Anfang an Judenhaß predigte. Wir haben, wo wir hätten reden sollen, geschwiegen und oft unterlassen, den Bedrängten zu helfen. Wenn wir die Verzeihung des großen Gottes haben wollen, so müssen wir ernsthaft mit uns ins Gericht gehen, wo wir gesündigt haben. Ich selbst muß mich in verschiedener Hinsicht als schuldig bekennen. Als die Juden weggeschafft wurden, fragte mich einmal eine jüdische Frau auf dem Bayrischen Platz in Berlin, ob ich ihr den Rucksack, den ich trug, verkaufen wollte. Ich habe ihr leider den Sack, den sie ja notwendiger als ich brauchte, nicht gegeben. Ich unterließ hier, was Menschenpflicht gewesen wäre, da ich an dem Besitz hing. Wir waren nicht leidensbereit genug. In der Novelle von Willy Bredel „Das Vermächtnis des Frontsoldaten“ berichtet der Verfasser, daß sich ein nicht-jüdisches Mädchen den Judenstern anlegt, um ihrem Protest gegen die Schandtaten Ausdruck zu geben. „Nur die sichtbare, mitreißende Tat hilft“, sagte sie. Es gibt viele, die sich unschuldig fühlen, weil sie nicht selbst gemordet haben. Sie haben aber mit gehaßt und sind daher schuldig, daß andere gemordet haben. Uns ziemt das Gebet des verlorenen Sohnes: „Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor Dir und bin hinfert nicht mehr wert, daß ich Dein Sohn heiße“. Wir müssen die Not, die uns auferlegt ist, wie die Synode sagt, nicht „aufrechnen gegen das, was wir an den Juden getan haben“, sondern an den Tausenden übrig gebliebenen wieder gutmachen, was an Millionen gesündigt worden ist. So vorbereitet können wir beten: „Verwirf uns nicht von Deinem Angesichte“.

Marie Sturm.

7c) Briefwechsel mit einem Zweifler

Vorbemerkung: Wir veröffentlichen im Folgenden eine Korrespondenz, in der diesmal nicht einem Kritiker an unseren Bestrebungen geantwortet wird, sondern einem, der bei aller Sympathie für dieselben ihre Erfolgsaussichten bezweifelt. — Die Antwort an ihn bietet einem unserer Mitherausgeber Gelegenheit, öffentlich zu äußern, was er zugelehrt hat, seit er sich vor mehr als fünf Jahren erstmals eingehender zum Thema Kirche und Synagoge äußerte.

Chicago, den 24. 2. 1950.

Vielen Dank ... für die Zusendung einiger Probenummern Ihrer Rundbriefe. Mein Freund, Dr. Siegfried Thalheimer, und ich haben 1938 in der in Paris in deutscher Sprache erscheinenden Halbmonatsschrift ORDO (von der die New-Yorker Public Library ein vollständiges Exemplar besitzt ...) eine vom wissenschaftlich-politischen Standpunkte ausgehende Untersuchung der sogenannten Judenfrage unternommen. Seither hat meine Auffassung sich bestärkt, daß es sich hier um ein dialektisches Verhältnis handelt, in dem Juden und Christen ein Teil der Verantwortung zufällt. Wenn während der Hitlerzeit in Deutschland die Juden ausschließlich als der schuldige Teil hingestellt wurden, so scheint mir heute dort manchmal der entgegengesetzte Fehler gemacht zu werden, nämlich, daß man sie — wie die Juden selbst es oft tun — nur als Opfer betrachtet. Statt dessen sollte man eine völlig objektive Untersuchung der wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Seiten des Verhältnisses der Juden zu den Nichtjuden von ältester historischer Zeit an vornehmen und daraus gewisse Schlüsse zu ziehen versuchen. Die „Deutsche Universitätszeitung“ hat hierzu einige nicht unwichtige Beiträge gebracht, wobei einem der jüdischen Gegenartikel,

wenn man ihn zum Gegenstande einer Betrachtung macht, nicht wenig Wert beikommen dürfte. Die dort diskutierte Frage der jüdischen Mission ist meines Erachtens ein Kernproblem — wenn auch vielleicht diese Mission wieder ihre soziologischen und ökonomischen Hintergründe hat — und ob angesichts der ebenfalls bestehenden christlichen Missionsidee eine tiefere Freundschaft zwischen den kämpferischen Vertretern beider Missionen bestehen kann, muß ich leider bezweifeln. Zweifellos aber kann durch nachbarliche Zusammenarbeit viel verhütet werden, was sich unter Umständen zu furchtbaren Katastrophen für alle Beteiligten auswirken kann. Und darum stehe ich auch Ihrem Unternehmen ... zustimmend gegenüber. Indem ich Ihnen und Ihren Freunden in Deutschland viel Glück wünsche, bin ich mit besten Grüßen Ihr sehr ergebener

(gez.) Helmut Hirsch.

Lörrach, den 23. 3. 1950.

Sehr geehrter Herr Professor Hirsch, ... Auch ich glaube, daß das Kernproblem, wenn man das Verhältnis der Nichtjuden zu den Juden klären will, in der letzteren universalen Sendung bzw. also „Mission“ liegt, welcher die christliche zunächst dialektisch nur entgegenzustehen scheint.

Inzwischen neigen, wenn ich recht beobachte, immer mehr jüdische Autoritäten dazu, die während der ersten Jahrhunderte zweifellos detestierte christliche Mission unter den Heiden als eine Verlängerung derjenigen gelten zu lassen, die zur Zeit Jesu mindestens viele Israeliten selbst getrieben haben (welche sich dann eben konkurrenziert fühlten). Andererseits wächst die Zahl der Christen, die einsehen, daß sie jedenfalls in dem Sinne wie an die Heiden, die den Gott Abrahams noch gar nicht kennen, nicht so sehr eine Mission an Israel aus dem Neuen Testament herauszulesen haben, als vielmehr die Pflicht, dieses durch vorbildlich Gott wohlgefälligen Wandel „eifersüchtig zu machen“.

Das ist der Grund, warum ich glaube, daß eine „Freundschaft zwischen den kämpferischen Vertretern beider Missionen“ doch nicht so ganz ausgeschlossen ist.

Ich gehe dabei von der Erfahrung aus, welche ich an mir selbst gemacht habe. Seit Frühjahr 1933 war ich von der Überzeugung erfüllt, daß das Geschehen, dessen widerwillige Zeugen wir waren, etwas für die gegenseitigen Beziehungen zwischen Christen und Juden zu bedeuten habe. Ich suchte aber zunächst, angeregt übrigens durch den Ausspruch eines jüdischen Freundes um eben jene Zeit, diese Bedeutung in der Richtung, daß ich eine beschleunigte „Umkehr“ der jüdischen Menschen zu Jesus von Nazareth annahm. Ich wurde darin bestärkt durch das Wirken Johannes Oesterreichers in Wien, jetzt New-York, dessen Zeitschrift „Die Erfüllung“ mit den schärfsten geistigen Waffen gegen die Judenfeindschaft — *extra et intra muros ecclesiae* — ankämpfte und gleichzeitig für Jesus von Nazareth als den Messias Zeugnis ablegte, bis sie dann bei Hitlers Einmarsch in Wien 1938 ihr Erscheinen einstellen mußte. Im Sinne ihres Anliegens äußerte ich mich dann vor allem auch im Nachwort zu meinem Anfang 1945 erschienenen Buche „Kirche und Synagoge“, die ersten nachbiblischen Zeugnisse ihres Gegensatzes im Offenbarungsverständnis: Der Barnabas-Brief und der Dialog Justins des Märtyrers“.

Erst seither bin ich allmählich zu der Überzeugung gelangt, daß meine damaligen Anschauungen zu kurzschlüssig waren; ich hoffe, in nicht zu ferner Zeit das, was ich seither zugelehrt habe, in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zusammenhängend entwickeln zu können. Einiges davon möchte ich doch schon jetzt und hier äußern:

Was ich heute an jenem „Nachwort“ zu „Kirche und Synagoge“ als entschieden verbesserungsbedürftig empfinde, das ist zunächst die seither von mir selbst nicht mehr so wie 1944 gesehene Konzeption, nicht des theologischen, sondern des mitmenschlich-soziologischen gegenseitigen Verhältnisses von Christen und Juden zueinander im deutschen und europäischen Bereich. Damals hatte ich zehn Jahre ausschließlich schweizerischer Erfahrung hinter mir. Ich war tief beeindruckt davon, wie es gelungen war, als einziges geschlossenes Siedlungsgebiet deutscher Zunge das der Eidgenossenschaft vor jedem erheblichen Einbruch eines eigentlichen, d. h. politisch-aggressiven,